

Roman Luckscheiter

Poesie von Tyrannen

*Albrecht Koschorke/
Konstantin Kaminskij
(Hrsg.): Despoten dichten. Sprachkunst und
Gewalt. Konstanz:
Konstanz University Press,
2011. 364 Seiten,
Hardcover, 24,90 Euro.*

Für Irritation sorgte einst die Nachricht, dass der Kriegsverbrecher Radovan Karadžić von Beruf Psychiater – und – Lyriker sei. Der Irritation lag die gängige Illusion zugrunde, dass, wer sich der Wortkunst hingebte, zu sensibel für Gräueltaten sein müsste. Ein Sammelband aus der Konstanzer Germanistik legt jetzt die Vermutung nahe, dass gerade das Gegenteil zutrifft: „Despoten dichten“ heißt die Sammlung von Analysen zu Politprominenten, die ihre Länder mit Terror überzogen und sich zugleich oder zuvor mit Schreibfedern schmückten; die Bandbreite reicht von Nero über Stalin und Mao bis zu Karadžić und Gaddafi. Über das Verhältnis von Kunst und

Politik lässt sich vieles sagen, letztlich aber nur eins: Es ist ambivalent. Mal ist es geprägt von Anziehung, mal von Abstoßung – aber ein Verhältnis haben sie immer zueinander. Das liegt zum einen daran, dass politische Macht immer auch sprachlich verfasst ist, zum anderen daran, dass jedes Kunstwerk in irgendeiner Weise eine Reaktion auf seinen – eben auch politisch verfassten – Kontext darstellt. Vor allem aber liegt es an ihrer zentralen Gemeinsamkeit, der Macht des Gestaltens. So kommt es, dass sich Herrscher als „Staatskünstler“ verstanden und Dichter sich als Caesaren der Poesie inszenierten. Besonders interessant wird es, wenn es zu Überritten kommt: wenn Dichter in die Politik gehen oder Politiker sich als Belletristen versuchen. Der von Albrecht Koschorke und Konstantin Kaminskij herausgegebene Band konzentriert sich auf die Bösen unter den Übertretungskünstlern. Die internationalen

Philologen, die angetreten sind, um an den Texten der Despoten zu erforschen, ob auch hier der Wahnsinn schon Methode hatte, wählen ganz unterschiedliche Zugänge, um die Zusammenhänge zwischen Wort und Tat zu beleuchten – psychologische ebenso wie poetologische und ideologische. Ein einheitliches Muster, wie und warum Despoten dichten, konnte dabei nicht entdeckt werden – entlarvend aber sind ihre Texte allemal.

Evgenij Dobrenko, Professor für Russian Studies an der University of Sheffield, zeigt, wie Stalins Festhalten an Traditionen und sein Mangel an Gefühl für Maß und Proportion bereits die Grundzüge seiner Machtausübung erkennen lassen. Er skizziert anhand von Stalins Schriften eine rückwärtsgewandte Ästhetik, deren drei Leitlinien die Masse, der Determinismus und der Nationalismus sind. Stalin begann als Epigone der georgischen Romantik und endete als Begründer des

sozialistischen Realismus. Er gehört zu den Autoren, die mit ihrem Schreiben nicht nur ihr geheimes Selbstverständnis offenbaren, sondern die ganz gezielt bestimmte Erzählstrategien einsetzen, um das ihrer Ideologie dienliche Weltbild wirkungsvoll zu verbreiten. In einer entsprechend ausgestalteten Historiografie und in der Biografie (zu Lenin) meinte Stalin das effektivste Medium gefunden zu haben, um das Lesepublikum auf eine Politik vorzubereiten, die den Einzelnen dem Kollektiv unterordnete.

Futurist Mussolini

In diesem Punkt bestehen Ähnlichkeiten zwischen Stalin und Mussolini – mit dem großen Unterschied, dass Mussolinis Ästhetik sich nicht aus einer Rückwärtsgewandtheit speiste, sondern einer gnadenlosen Vorwärtsgewandtheit geweiht war, wie sie auch den Futurismus als die parallele Strömung in der Kunst auszeichnete. Mussolini war, wie sein australischer Biograf Richard Bosworth schildert, schriftstellerisch eher ein geschickter Journalist, der als Herausgeber zunächst von „Avanti!“, dann von „Il Popolo d’Italia“ seinen faschistischen Enthusiasmus unter Volk zu bringen suchte. Aber auch er befasste sich mit Ge-

sellschaftsschreibung – zunächst eine Studie über Jan Hus in einer Reihe namens „Martyrer des freien Denkens“, dann in Form der eigenen Biografie. Die Idee des nationalen Führers, die sich anfangs ganz dem Zeitgeist entsprechend aus dem literarischen Idol Dante ableitete, bekam mit der Zeit immer profanere Züge.

Dass der dichtende Terrorist längst nicht nur ein europäisches Phänomen ist, zeigt der Beitrag von Karl-Heinz Pohl über Mao Tse-tungs Lyrik. Auch hier soll die Kunst den politischen Anspruch adeln. Mit seinen Gedichten stellt sich Mao in die Tradition der hoch angesehenen chinesischen Beamten-Gelehrsamkeit und beklagt in einem „Schnee“-Lied, dass es Herrscher gegeben habe, die nur über martiales Können, nicht aber über dichterisches verfügt haben. Sosehr Mao ein Exponent des zwanzigsten Jahrhunderts war, so sehr versteht sich sein Anspruch auf Kultiviertheit als Reverenz an seine Vorgänger, etwa einen Kaiser der Qing-Dynastie, dem 42 000 Gedichte in 454 Bänden zugeschrieben werden (und der vermutlich wie Mao auch eine gehörige Zahl von Ghostwritern hatte).

Völlig konträr zu den Genannten, nämlich als

Freischärler, geriert sich – um einmal in die Gegenwart zu springen – der Dichter und Gewaltherrscher Muammar al-Gaddafi: Er schreibt nicht für die Massen, er schreibt gegen sie.

Gaddafis Selbststilisierung

Aus der von Gaddafi verfassten Geschichte „Die Flucht in die Hölle“ zitiert Heiner Lohmann einen Passus, in dem eine historische Revue der vom Volk verkannten Helden aufgeföhrt wird: der vergiftete Hannibal, der verbrannte Savonarola, der guillotinierte Danton, der erschlagene Robespierre und Mussolini, dessen Leiche durch die Straßen gezogen wurde. Lohmann nennt die Selbststilisierung, auf den diese Erzählung hinausläuft, „der arme Despot“. Wenn er dann die „Flucht in die Hölle“ und „Das grüne Buch“ einer gründlichen hermeneutischen Lektüre unterzieht, muss er feststellen, dass Gaddafis Texte mehr fabulieren als argumentieren, obwohl sie politische Manifeste sein wollen. Begriffe oder Strategien lösen sich hier im Nichts oder besser: in Widersprüchen auf. Die philologische Textexegese bescheinigt dem Machthaber intellektuelle Wirrnis – und ein Selbstverständnis, das an vor-

modernem Nomadentum und Stammeskultur orientiert ist und gar kein Interesse daran hat, sich mit den politischen Kategorien der Moderne auseinanderzusetzen.

Die Dichtungen der Potentaten, wie sie der Band auch bei Kim Il Sung oder Saddam Hussein untersucht, bezeugen nicht nur ein bizarres Phänomen der Literaturgeschichte, sie offenbaren allesamt die Hybris von Einzelgängern, die sich der Fiktion als Übungszone bemächtigen: um Bilder und Formen von Macht und Gewalt, von

totaler Ordnung und ‚perfekter‘ Gesinnung durchzuspielen und um ihr Publikum auf eine Zukunft vorzubereiten, in der es nicht mehr des Mediums der Kunst bedürfte, um all das im Staat als ihrem eigentlichen Objekt der Allmachtsfantasien umzusetzen. Anders als beim Einzelgänger, der seine Erfüllung ganz im Modus des Ästhetischen findet, zielt der schreibende Despot auf die Überwindung der Schrift durch die reale Gewalt. Dass ihm dabei literarische Modelle des Helden- oder Rebel-

lentums auch als Verstärker dieser Fantasien dienen konnten, gehört zur Komplexität der Wechselbeziehung zwischen Tyrannei und Poesie, wie sie der abschließende Essay von Boyan Manchev unter dem Titel „Tyranische Poesie oder Poesie von Tyrannen?“ skizziert. So qualvoll den Interpreten die Lektüre dieser Schriften gewesen sein muss – sie hat sich schon für die Erkenntnis gelohnt, dass man künftig mehr Philologen als internationale Beobachter der Politik einsetzen sollte.

Wolfgang Bergsdorf 2010 im Kreise seiner jüngsten Enkel.

Foto: privat

